

Offene Räume - Offene Stadt

Ringvorlesung der Hochschule für Musik und Theater Hamburg im Wintersemester 2011/2012

Veranstaltet vom Institut für kulturelle Innovationsforschung und dem Institut für Kultur und Medienmanagement sowie der HafenCity Universität Hamburg.

Gefördert durch die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius.

17.11.2011: Offenheit und Kreativität in der Stadt der Zukunft

Impulsreferat von Christoph Twickel

Sehr viele Entscheidungen und Aktionen in der Hamburger Stadtentwicklungspolitik orientieren sich an der Vision eines Hamburgs, das in Konkurrenz zu anderen Städten eine weltweite Vorbildfunktion für andere Metropolen erfüllt und so internationale Standards neu definiert. Um dies zu gewährleisten, werden auch Gentrifizierungs-Mechanismen, u.a. nach dem US-amerikanischen Ökonom Richard Florida, eingesetzt. Dabei geht es um die soziokulturellen und immobilienwirtschaftlichen Veränderungen in ursprünglich preisgünstigen Stadtvierteln, in denen Immobilien zunehmend von wohlhabenden Eigentümern und Mietern belegt und baulich aufgewertet und in diesem Zuge Gruppen mit einem niedrigeren Sozialstatus ersetzt oder verdrängt werden. Allerdings gibt es in Hamburg wie auch in anderen Großstädten immer häufiger Gegenbewegungen zu solchen Aufwertungsstrategien. Beispielsweise besetzte die Künstler-Initiative ‚Komm in die Gänge‘ das historisch geprägte Hamburger Gängeviertel im August 2009. Der Abriss dieses altherwürdigen Areals sowie die zukünftige Nutzung durch einen Investor sollte verhindert werden. Die ‚Komm in die Gänge‘-Initiative als Teil der ‚Recht auf Stadt‘-Bewegung begann sich mit der Öffentlichkeit zu vernetzen, suchte den Diskurs mit den Verantwortlichen der Hamburger Stadtentwicklungspolitik und schaffte es, den Abriss des Gängeviertels sowie die Pläne des Niederländischen Investors zu verhindern. Seither arbeitet die Initiative ‚Komm in die Gänge‘ mit Einverständnis der Stadt Hamburg an der Umsetzung ihres alternativen Nutzungskonzeptes für ein verantwortungsvolles Miteinander ohne soziale Ausgrenzung. Die Medien bezeichnen diesen Präzedenzfall im Hinblick auf demokratische Stadtentwicklung als ‚Hamburger Wunder‘.

Christoph Twickel und Reinhard Flender in der Diskussion

Reinhard Flender: *Sie haben da ja wirklich einen Zungenbrecher kreiert. Als ich das Buch bestellt habe, musste ich immer wieder üben: „Gentrifidingsbums“. Wo kommt eigentlich dieser Begriff her?*

Christoph Twickel: Der Begriff ‚Gentrifizierung‘ kommt von einer britischen Stadtforscherin, Ruth Glass, die ihn 1964 geprägt hat, um das Phänomen zu beschreiben, dass Stadtteile von Aufwertung und Verdrängung betroffen sind. Also quasi, so würde man das heute ausdrücken, eine statushöhere Bevölkerung zuzieht und damit eine statusniedrigere Bevölkerung verdrängt. Das kommt von dem britischen ‚Gentry‘. ‚Gentry‘ war der Landadel, der irgendwann, weil er es sich ökonomisch nicht mehr leisten konnte, die Ländereien und die Landgüter verlassen musste und in die Stadt zog und damit quasi mit dem Geld, was sie noch hatten, Stadtteile aufgewertet haben. Daher kommt das historisch.

RF: *Sie haben in dem Buch die ganze historische Entwicklung sehr schön aufgearbeitet, die mit der Deindustrialisierung der Innenstädte zu tun hat. Denn die ganz traditionelle Stadt ist ja eigentlich immer schon eine Stadt gewesen, die nicht für alle zugänglich, auch nicht für alle erschwinglich war. Zum Beispiel: Das Stadtzentrum von Paris, Marais, ist seit Ludwig XIV. eigentlich für die Reichen vorbehalten gewesen und geblieben. Da hat sich nie jemand ansiedeln können, der arm war. Dass sich Arme hier im Zentrum von Hamburg ansiedeln konnten, war auch der Tatsache zu verdanken, dass es hier Industriegebiete ganz zentral in der Stadt gegeben hat. Und Arbeiterviertel, wie Sie eben auch sagten.*

CT: Ja, klar. Die Forderung nach einer Stadt für alle, einer zugänglichen Stadt, ist eine relativ moderne Forderung. Ich beziehe mich da ja auch eher auf die Entwicklung, sagen wir einmal, des Wohlfahrtsstaates oder der Wohlfahrtsstaaten seit Ende des Zweiten Weltkrieges, wo man tatsächlich noch viel massiver ordnungspolitisch – interventionistisch würde man heute sagen – eingegriffen und im großen Stile Wohnungen gebaut hat, bis man dann auch im Prozess der De-Industrialisierung der Städte angefangen hat, umzuschwenken auf das Konzept, das ich versucht habe, ein bisschen anzudeuten. Die De-Industrialisierung der Städte ist ja ein Phänomen, das im Wesentlichen darin besteht, dass sich die Industrie globalisiert. Das heißt, was vorher an einem Ort stattfand, in der Fabrik, inmitten der Stadt, findet jetzt an vielen Orten statt, weltweit verteilt. Das Kapital sucht für jeden Produktionsschritt den günstigsten Standort, und so werden beim

Fernseher die Bildröhren in Ungarn, das Chassi in China zusammengebaut, nach einem Design aus Japan und so weiter. Es wird globalisiert, und es entsteht ein zentrales Phänomen der westlichen reichen Städte, sodass diese mehr und mehr Managementzentren dieser globalen Produktion werden, und das stellt die Städte nun auch vor ganz andere, neue Aufgaben. Das heißt, du hast jetzt eine relativ wohlhabende Schicht von oberen 20 Prozent, die diesem im weitesten Sinne Management-, Produktions-, Organisations- oder Finanzierungsbereich angehören, und du hast eine wachsende Anzahl von Menschen, die vielleicht früher proletarisch gewesen wären und heute dann eben immer prekärer leben und immer weniger, sagen wir mal, Anschluss an die Gesamtgesellschaft finden. Und das ist einfach ein Fakt, dem man sich stellen muss. Da halte ich ‚Gentrifizierung‘ eben nicht für die passende Lösung.

RF: Sie sprechen ja auch von dem Verschwinden des Citoyen. Der Citoyen ist ja eigentlich der traditionelle Gestalter der Stadt, aber der moderne homo oeconomicus gehört einer neuen Schicht einer nomadischen Elite, die genauso gut in São Paulo, New York und Tokio zu Hause ist. Wir haben das ja auch ein bisschen in der HafenCity. Man sagt, dass dort eben eine ganze Menge Wohnungen jetzt von sehr reichen Menschen gekauft werden, die sich dort aber einfach vielleicht nur zwei, drei Wochen im Jahr aufhalten, weil sie eben so viel unterwegs sind. Deshalb ist ja die Antwort auf die Frage, wem gehört die Stadt, in dem Post-Citoyen-Konzept natürlich noch gar nicht gefunden – obwohl ja unsere ganzen demokratischen Systeme eigentlich darauf basieren, dass die Stadt dem Citoyen, dem Mitbürger, der hier wohnt und arbeitet, gehört. Wie sehen Sie die Entwicklungsprozesse, gerade in der Frage nach einer demokratischen Legitimation? Halten Sie das demokratische System in Bezug auf Stadtentwicklung für durchlässig, für offen?

CT: Ich halte – zumindest in Hamburg jetzt – das, was Sie eben beschrieben haben, die Nomadischen, die in der HafenCity, die – in der Soziologie sagt man das so schön – ‚multilokalen Haushalte‘, jetzt nicht für so ein wesentliches Problem. Also es gibt in Hamburg weiterhin bürgerliche Citoyens, eine Bourgeoisie, wenn man so will, auch Kultur-Bourgeoisie. Ich glaube, sie ist jetzt nicht großartig bedroht. Was eher durch die Konzepte, die ich auch versucht habe, anzureißen, bedroht ist, ist eher eine Art von sozialer Verantwortlichkeit, auch von institutionalisierter Verantwortlichkeit. Ich wünsche mir im Grunde genommen, dass man eher versucht und schafft, auf der einen Seite Leute zu mobilisieren, die bisher noch nicht so sehr für sich sprechen oder gesprochen haben, und auf der anderen Seite die Beteiligungselite dazu zu bekommen, soziale Verantwortung zu übernehmen und wahrzunehmen.

RF: Sie sagen, die moderne Stadt wird zur ‚Konkurrenzmaschine‘. Die Städte selber treten in eine globale Konkurrenz miteinander. Das gilt auch für Hamburg. Dass man mit anderen Städten konkurriert, dass man Werbung für sich macht, dass man glaubt, dass die Anziehungskraft der Stadt selber gar nicht ausreicht, sondern dass man dort ein Marketingkonzept oben darauf setzen muss. Was bedeutet das für die Zukunft, gibt es ein neues Bewusstsein für diese ‚Konkurrenzmaschine‘?

CT: Also, das hat eine Menge Aspekte. Ich würde diesen Marketingaspekt nicht zu sehr überbewerten. Denn das ist ja auch ein bisschen die zum Teil lächerliche Oberfläche dieser Entwicklung. Mit ‚Konkurrenzmaschine‘ ist gemeint, dass die großen Metropolen um diejenigen konkurrieren, die – dafür gibt es viele Synonyme – den Wissensindustrien angehören, der ‚Creative Class‘, würde Richard Florida (2003) sagen, die Entscheider, also die, die im weitesten Sinne – von Unternehmensberater über Banken, Medien, Wissenschaft und so weiter – einen Standort zum Zentrum globaler Produktionssteuerung, globalen Managements werden lassen. Dass die Städte werben, ein Teil dieses Korridors von Standorten zu sein, von denen aus der Rest gesteuert wird, wenn man es etwas überspitzt ausdrücken möchte, das geschieht, und das beschreibt auch Ronneberger in dem Buch „Stadt als Beute“ (1999) vor 15 Jahren. Dies führt dazu, dass Metropolregionen gewinnen und Metropolregionen verlieren, dass es wachsende Städte und schrumpfende Städte gibt, dass es dann natürlich auch die entsprechenden Verwerfungen gibt, wo es bestimmte Gemeinden gibt – im Ruhrgebiet oder in Ostdeutschland – wo viel Leerstand ist oder nur noch ältere, ärmere Leute wohnen, Gebäude abgerissen werden müssen, wo sich die Städte nicht mehr leisten können, ihre Schwimmbäder zu heizen, weil sie auf der Verliererstraße sind. Als Politiker wird man sich jetzt wahrscheinlich immer auf den Standpunkt stellen müssen: „Naja, ich mache ja nur, was für meine Region, meine Stadt, meinen lokalen Bereich eben das Wichtige und Richtige ist. Also konkurriere ich und versuche das Bestmögliche rauszuschlagen.“ Und was wir dann vielleicht anmahnen müssen, oder wofür wir dann wieder sorgen müssen, ist, dass es dann eine übergreifende Verantwortung gibt. Das ist in Deutschland ja noch nicht ganz so schlimm. Es gibt da ja bestimmte Ausgleichmechanismen. Aber die Tendenz ist ja auf jeden Fall da, dass Regionen abfallen und andere Regionen ‚überhitzt‘ sind, immer teurer werden.

RF: Nun hat ja die Bewegung, die das Gängeviertel quasi gerettet hat, auch immer wieder auf das Argument gesetzt: Hier geht historische Bausubstanz verloren. Und da ist ja Hamburg eigentlich, würde man sagen, exceptionnel. Da Hamburg durch zwei große Ereignisse, durch die große Feuerbrunst im 19. Jahrhundert und durch die

Bombardierung in der Sodom-und-Gomorrha-Aktion, sehr viel historischen Bausubstanz verloren hat —und von daher im Vergleich zu Lübeck oder Lüneburg als moderne, fast amerikanische Stadt wieder aufgebaut worden ist — würde man ja sagen: Alles was da noch übrig geblieben ist, müsste man ja gerade mit besonderer Liebe pflegen – gerade wenn es sich um eine, wie in diesem Falle Hamburg ja von sich sagen kann, ‚boomende Stadt‘ handelt, die große und wachsende Steuereinnahmen zu verzeichnen hat. Warum ist dieser Traditionssinn in dieser sonst hanseatisch so traditionsbewussten Stadt so wenig ausgeprägt? Hat es rein ökonomische Gründe?

CT: Es gibt ja ein großes städtebauliches Traditionsbewusstsein. Wir haben hier einen Oberbaudirektor – das hat auch nicht jede Stadt –, der sich darum kümmert, dass bestimmte Aspekte der typisch Hamburgischen Stadt, der Klinker und so weiter, erhalten bleiben oder fortgeführt werden. Ich erlebe da einfach in den letzten 10 bis 15 Jahren eine zunehmende Erodierung, einen Umbruch, zu Gunsten von Investorenwünschen. Wenn Sie heute mit Denkmalschutzleuten sprechen, dann bekommen Sie viele Geschichten über die Ruinierung historischer Bausubstanz zu hören. Wenn man sich einmal in der Innenstadt rund um den Jungfernstieg bewegt, gibt es dort sehr viele historische Gebäude, die komplett entkernt sind und quasi nur noch die Fassade museal dasteht und gar nicht der historischen Bausubstanz entspricht. Das ist etwas, das in Hamburg sicherlich aus ökonomischen Gründen möglich war, weil die Lobby dementsprechend stark ist oder vielleicht auch die Politik sich diese Schwäche erlaubt hat. Und ich finde, dass das Gängeviertel in dieser Hinsicht ein großartiges Signal gesetzt hat, weil es auf der einen Seite Leute für eine echte historische Substanz mit all ihren Widersprüchen und all ihren ‚Schmuddeligkeiten‘ begeistert hat. Ähnlich wie bei den Hackeschen Höfen in Berlin sollte da ja auch die Ursprungsfassade zum Teil erhalten bleiben – also museal vorangestellt werden, während dahinter eben Glas und Stahl ist – und diese Idee, zu sagen: „Nein, das ist doch ein Ort, den muss man doch gerade in seiner Widersprüchlichkeit, ja vielleicht auch in seiner Verfallsästhetik, ein Stück weit bewahren, damit man auch sieht, wie die Stadt gewesen ist, damit man bestimmte Etappen der Stadtgeschichte dort ablesen kann.“ Gerade die Gängeviertel sind da ja hoch interessant. Ich kann die Frage nicht beantworten, wieso es da in Hamburg so wenig Bewusstsein gibt. Es scheint in dieser Hinsicht einfach eine sehr saturierte Stadt zu sein.

RF: *Andererseits ist natürlich auch die gute Haushaltslage vielleicht auch die Voraussetzung dafür, dass man sich so etwas leisten kann wie die Wiederherstellung dieses Viertels. Man sprach ja dann in der Presse sogar von dem „Wunder des Gängeviertels“.*

Können Sie der Sache nicht dann auch noch für die Zukunft eine positive Perspektive abgewinnen? Oder sehen Sie das eher auch als Ornament?

CT: Nein, ich sehe das, was hier passiert ist, durchaus – hoffentlich – als Präzedenzfall. Weil es da gelungen ist, dass Leute mit sehr viel Einsatz und sehr viel Entsigung – auch, weil sie da ja zum Teil seit Jahren sehr viel investieren und sich so organisieren, dass es möglich ist – einer ‚Top-Down-Stadtentwicklung‘, investoren-gesteuert, eine ‚Button-Up-Stadtentwicklung‘ entgegenzusetzen, durch bürgerliches Engagement – und dass dann auch möglich war, dies in eine Form zu gießen, die jetzt Sinn macht. Es wird ja jetzt weiterhin von der Initiative entwickelt. Und das ist etwas, das Zukunft haben sollte und hoffentlich Zukunft hat – dass Leute sich an solchen Projekten beteiligen, dass Bürger also nicht nur als Wutbürger auftauchen, die gegen alles sind, und von Politikern so wahrgenommen werden – naja, die haben sowieso keine Ahnung, das sind nicht die Experten, sondern dass es möglich ist, sich das Wissen zu beschaffen und Gegenentwürfe hinzustellen und Organisationen zu schaffen, die sich am Ende auch umsetzen lassen. Ich finde, ‚Stuttgart 21‘ ist zu Recht ein als wichtig wahrgenommenes anderes Beispiel. Da ist es ja auch gelungen, dass Leute bis zu einem gewissen Grad ein längst genehmigtes, Milliarden schweres Projekt erst einmal ausgebremst und gesagt haben: „Guckt einmal, es gibt doch noch ein anderes Konzept.“ Da hoffe ich sehr, dass das Gängeviertel im Kleinen in Hamburg eine ähnliche Wirkung hat, weil es ja viele Projekte gibt, die jetzt angegangen werden und wo es, eben auch angestoßen durch das Gängeviertel, durch ‚Recht auf Stadt‘-mehr und mehr Bürgerbeteiligung gibt.

RF: *Wie sehen Sie dann den Anteil der Bürgerinnen und Bürger mit Migrationshintergrund in der Gestaltung dieser Kooperative? Es gibt natürlich in der kreativen Klasse dieser Stadt auch sehr viel Frustration und Wut von denen, die sich eben ihre Ateliers nicht leisten können und eigentlich fast daran gehindert werden, in dieser Stadt zu leben und künstlerisch zu wirken.*

CT: Das sind ja jetzt zwei Fragen auf einmal. Dass man immer die Proteste der Kreativen wahrnimmt, glaube ich, hat auch damit zu tun, wie die mediale Aufmerksamkeit funktioniert. Natürlich gibt es auch Proteste und Unzufriedenheiten in randständigen Stadtteilen, und sie artikulieren sich auch. Sie artikulieren sich vielleicht nicht ganz so charmant, sexy, vorzeigbar. Es gibt auch vielleicht nicht diese direkte lebenswirkliche Nähe wie zwischen dem Abendblatt-Redakteur und dem Gängeviertel-Künstler, die möglicherweise auf dasselbe Konzert gehen. Aber es gibt auch in Wilhelmsburg Proteste gegen verschimmelnde Wohnungen. Und das wird auch getragen von Leuten mit

Migrationshintergrund – zum Teil. Das ist auch ein Wahrnehmungsproblem. Allerdings handelt es sich eher um eine weiße, bürgerliche, vielleicht ökonomisch nicht sonderlich gut gestellte, durchaus akademische, gebildete ‚Beteiligungselite‘, die sich da artikuliert. Ich plädiere einfach nur dafür, dass man den Schulterschluss versucht. Das ist auch die Idee von ‚Recht auf Stadt‘ als Netzwerk – dass du auf der einen Seite Aktivisten der Roten Flora oder die Schrebergärtner, die um ihre Gärten kämpfen, hast, und auf der anderen Seite die Mieterinniative aus Wilhelmsburg und auch das Gängeviertel oder ‚Not In Our Name‘ – dass man da diese Verbindung herstellt und sich wechselseitig auch stützt.

***RF:** Sie kritisieren ja auch Florida, der doch einen sehr starken sozio-ökonomischen Ansatz hat. Auf der anderen Seite hat er natürlich doch auch für die Künstler der großen Metropolen sehr viel getan, weil man sich plötzlich nicht mehr so in der Nische sieht, eigentlich mit Wirtschaft nichts zu tun zu haben, sondern plötzlich ist die kreative Klasse auch ein Wirtschaftsfaktor.*

CT: Ich finde den Denker Florida gar nicht so schlecht. Es lohnt sich, sich das zum Teil einmal anzugucken, was der so schreibt. Der Berater Florida scheint mir relativ furchtbar zu sein, auch wenn er in dieser Situation vielleicht dieselben Gedanken aufbringt – das ist eben auch wie bei Charles Landry (2012). Diese Leute, die Anfang der 2000er angefangen haben, auszusprechen, was quasi eh schon im Raum stand „ok, die Städte konkurrieren jetzt – wir haben darüber gesprochen – um die Kreativen,“ um die *Creative Class*, und jetzt Rezepte verkaufen, mit denen das zu machen ist. Hier und da gibt es durchaus interessante Modelle. Ich habe letztens einen Vortrag gehört über Baltimore, das, glaube ich, von Richard Florida beraten worden ist, die ‚Arts Districts‘ eingerichtet haben, wo Künstler sich steuerfrei ansiedeln können und zu bevorzugten Bedingungen wirken können.

***RF:** Im Zentrum?*

CT: Ja, in ehemaligen Hafenerhallen und so weiter. Aber das ist eben eine extrem schrumpfende Stadt, eine Stadt, die wahnsinnig betroffen ist von der Deindustrialisierung. Wer die Serie ‚The Wire‘ kennt, der kennt Baltimore. So sieht es da in etwa aus, habe ich mir sagen lassen von Volker Kirchberg, der die Untersuchung gerade macht – vielleicht vergleichbar mit Leipzig, wobei Leipzig natürlich noch besser dran ist. In Leipzig ist es ja auch so, dass der ‚Floridismus‘ eine andere Bedeutung hat, weil es da den Marktdruck gar nicht gibt. Da gibt es quasi ganze freie Straßenzüge. Die Gängeviertel-Leute waren

eingeladen kurz nach der Besetzung von dem ‚Magistrat Leipzig‘: „Kommt doch zu uns! Guckt Euch das doch mal an! Wollt ihr den Häuserblock haben? Oder hier haben wir noch ein paar Häuser frei.“ Da gibt es ja Modelle wie das Wächterhausmodell, künstlerische Zwischennutzung dauerhaft zu etablieren, weil auf absehbare Zeit erst einmal keine Marktnachfrage da ist.

RF: Vielen Dank für die Diskussion!

Literatur

Florida, Richard (2003): *The Rise of the Creative Class. And How It's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life*, New York.

Ronneberger, Klaus/Lanz, Stephan/Jahn, Walter (1999): *Die Stadt als Beute*, Bonn.

Landry, Charles (2012): Charley Landry, <http://www.charleslandry.com> (08.03.2012)